

Jugendliebe [Fortsetzung]

Autor(en): **Vögtlin, Adolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **10 (1906)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-573059>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



✻ Jugendliebe ✻

Novelle von Adolf Bögtlin, Zürich.

(Fortsetzung).

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Meine Mutter war glücklich über meinen Erfolg. Sie erklärte mir, wie ich nun ein Stipendium vom Stadtrat erhalte und damit in Verbindung mit ihren Zuschüssen wohl auskommen und sorgenlos studieren könne. Vor dem Abschied nach Genf, wo ich die Universität beziehen wollte, sagte sie mir noch, es freue sie wirklich, daß nun mit mir alles in gutem Geleise sei, nur über eines wünsche sie von mir noch aufrichtige Auskunft. Sie hielt mir ein von mir verfaßtes, seinen Gegenstand in überschwenglichen Formen vergötterndes Gedicht vor, das ich irgendwo liegen gelassen hatte, und fragte mit jenem vibrierenden Tone, der mir ihre Gemütsregung verriet, und auf den ich nicht mit Ausreden, Flausen und Leugnen antworten durfte: „Wie steht es jetzt mit dem, Paul?“ Dabei behielt sie mich fest im Auge, damit ihr ja keines Zuges Regung in meinem Gesicht entgehe. Erfahren, wie sie war, stellte sie sich das Verhältnis mit seinen gewöhnlichen Folgen vor, rechnete mit der Zukunft, während ich ganz vom Glück der Gegenwart durchdrungen war und übergenuß an dem herrlichen Bewußtsein hatte, eine verständnisvolle Freundin zu besitzen. So bekannte ich gerade heraus: „Mutter, mein Herz lebt ganz von der Freundschaft mit ihr. Ich hoffe, sie werde erwidert.“

„Freundschaft?“ entgegnete sie ernst. „Wenn einmal der Gegenstand der Freundschaft in der Phantasie so

deutliche Gestalt und Farben angenommen hat, wie dieses Gedicht verrät, so zehrt sie nach und nach alle Seelenkräfte und das Herzblut auf, und so entfaltet sich daraus die leidenschaftliche Liebe so sicher wie aus der samtweichen, farbenprächtigen Raupe der in ihr vorgezeichnete buntschillernde Schmetterling. Glaub' es mir, Paul! Ich hab' es erlebt! Und dir sei es gesagt — es hört's niemand mehr — es hat mich damals beinahe den Verstand gekostet, als ich entsagen mußte!“

„Mag sein, bei den Mädchen! Wir Männer aber...“ Ich mußte lächeln, als ich mir diesen hohen Namen gab. Die Mutter aber ließ sich nicht irremachen und hielt mich fest:

„Gerade darum, weil ihr anders seid, weil ihr andere Interessen habt, die euch in der Tiefe beschäftigen, könnt ihr es kaum begreifen, daß die Mädchen all ihr Empfinden und Denken auf ein einziges Ziel richten, das die Regungen ihrer Seele sammelt wie der Brennpunkt im Hohlspiegel die Strahlen des Lichts: eine Flamme loht auf und verzehrt ihr ganzes Wesen... Und wie wolltest du mit deiner weichen Seele es vor dir verantworten, ein so wackeres Mädchen an dich zu fesseln, um es nachher, wenn die Rechte kommt, fahren zu lassen?“

„Unsere Freundschaft steht aber doch auf geistigem Boden. Uns verbinden gemeinschaftliche Interessen. Es

geht etwas von ihr aus und strömt in mich über, was mich bewegt und erregt und meine Triebkraft weckt, wie der Wind, der den Gipfel des Baumes schüttelt, ihn bis in die Wurzeln hinab erzittern macht, ihn zu Bewegung und Kampf anhält und dadurch sein Wachstum anregt und sein Erstarren fördert."

"Das alles mag sich so verhalten, wie du sagst, und dennoch, Paul, ich stehe dich an, laß ab von ihr: du verderbst dir dein ganzes Leben!"

"Was stellst du dir vor, Mutter? Wie sollte das möglich sein? Zum ersten Mal in meinem Dasein bin ich im Begriff zu tun, was mir gemäß ist, und das sollte mich verderben? Ich fühle, wie ich dabei aufatme von dem Druck, der, seit ich zu denken vermag, auf mir gelastet hat. Meine Seele wittert Himmelsluft, und die soll mich vergiften?"

"Versprich mir. . ."

"Ich kann dir nichts versprechen, als daß ich nichts tun werde, was dir, liebe Mutter, zum Schaden oder zur Schande gereichen würde."

"Lieber Paul, das kann einer Mutter nicht genug sein, die sich für ihren Sohn solange verantwortlich fühlt, als er nicht sein eigener Herr ist."

"Schaut's da hinaus?" fragte ich erregt. "Nun, so will ich daran denken, mein Brot zu verdienen!"

Ich mußte dabei furchtbare Augen gemacht haben; denn ich sah, wie die Mutter erbleichte und ihren Halt verlor.

"Versteh mich recht, Paul!" Sie suchte sich zu verbessern; aber es wollte ihr nicht gelingen. "Ich meine es ja gut mit dir. Versprich mir wenigstens, an dir arbeiten zu wollen, damit du zur Einsicht kommst! Ich gebe dir ein Jahr Zeit!"

"Das kann ich dir wohl versprechen, Mutter; darauf will ich bedacht sein."

"Nun, so geh in Gottes Namen!" hauchte sie mehr, als sie sprach, und küßte mich. Sie fühlte sich zu schwach, als daß sie mich auf den Bahnhof hätte begleiten können.

Dort traf ich euch. Die Fahrt in den Frühling, in die Freiheit hinaus wird euch so unvergeßlich sein wie mir.

An Helene, die zunächst in eine Aristokratenpension am Neuenburgersee verreiste, um höhern Anstand zu lernen und hernach auf einige Zeit zu ihrem reichen Onkel in Genf überzustedeln, sandte ich zum Abschied ein Gedicht, worin ich sie als meinen gütigen Genius pries — der sie wirklich war — der mir durch seinen holden Wink allein Ruhe, Sammlung und Kraft verleihe, um hohen Zielen zuzustreben. Natürlich vergaß ich nicht, ihr in beweglichen Bildern vor Augen zu halten, wie ich sternlos durch die Nacht wandern, meinen Weg verfehlen und im Irrgarten dieses Lebens elend

verkommen müßte, wenn ich nicht zu ihrem Lichtbild als meinem Stern aufschauen dürfte, indem es allein mir Lust am Dasein und Freude an der Arbeit gewähre, was mir damals nicht minder wahr vorkam.

Darauf erhielt ich von ihr die erste Zeile. Sie dankte mir für das Gedichtchen, das sie gerührt hätte, und schloß mit der einfachen, mir aber verheißungsvollen Aufmunterung: „Studieren Sie ruhig weiter!“ Der Faden war angeknüpft. Das Brieffschifflein flog zu ihr hinüber an den Neuenburgersee, sobald ich nur von der Arbeit, in die ich mich immer eifriger vertiefte, aufsehen und aufatmen durfte, und in acht Tagen flog es regelmäßig zu mir an den Genfersee, und so woben wir unverdrossen an dem unsichtbar zarten Tüchlein, zu dem das Herz den Zettel und die Phantasie den Einschlag liefert, das aber, wenn das Schicksal es rollt und schlingt, zwei Menschen zu verbinden, ja aneinander zu fesseln vermag.

Unauflöslich schien mir das Band. Mein ganzes Dasein bestand im Gefühl für sie. Gedanken und Erwägungen, die sich in nüchternen Momenten, da ich durch ein Uebermaß von Arbeit ermüdet war, bei mir einstellen, kamen mir verbrecherisch vor. In den Briefen aber war ich offen genug, solche Schwächen einzugesuchen und mich dann gräßlich anzuklagen. Ich stellte mich schon zum Voraus an den Pranger und schlug mich selber als minderwertigen Schwächer aus Kreuz für den Fall, daß ich je meine Geliebte in Gedanken oder Taten verlassen oder sonst auf unsaubere Wege geraten sollte, die sie, mein Engel, mit mir nicht betreten durfte. Das alles aber kam, trotz meiner Uebertreibung, aus gläubiger Seele und war aufrichtig gemeint. Wie sehr es mir ernst war damit, zeigt mir ein kleines Erlebnis, das nicht für alle Theologiestudenten, die mit mir auf der gleichen Bank saßen, charakteristisch wäre. Wir hatten als angehende Jünger christlicher Gottesgelehrtheit an einem Vereinsabend der Wissenschaft vom all-einigen Gott unsern Zoll entrichtet und huldigten dann im zweiten Teil der Sitzung, wie das so üblich war und dem universellen Drang der Jugend damals entsprach, in feuchtröhlichen Zügen auch den heidnischen Göttern, die in den Germanen besonders lebendig sind, vorab dem ausgelassenheitern Bacchus. Nachdem ihm Genüge geschehen war und mehr als das, sollte nach dem teuflischen Plane — wie ich später erfuhr — einiger alten Herren auch noch der Venus geopfert und alle jüngern Mitglieder in die Mysterien der allgemeinen Liebe eingeweiht werden. Wir zogen trotz Polizeiverbot stehend durch die nächtlichen Straßen. „Im Krug zum grünen Kranze . . .“ schallte in französischen Akzenten zu den dunkeln Häusern empor. Da schwenkte die führende Kolte plötzlich in ein mir unbekanntes Haus ein. Ich

glaubte, die aufgehängte rote Laterne kennzeichne es als Bierwirtschaft. Im Sturme ging's treppauf, Arm in Arm über Flur und Gänge, die mit seltsamen Wohlgerüchen erfüllt waren. Mir zitterte das Herz noch von dem Refrain: „Es lebe die Liebste deine, Herzbruder, im Vaterland!“ Plötzlich sah ich mich mit meinen Gefährten in einem von üppigen Farben prangenden Saale, wo uns sofort ein Schwarm von rosigem, gemalten und gepuderten Mädchen umgab, deren seltsame Kleidung nach meinem kleinbürgerlichen Geschmack allzu viele Reize enthüllte. Als sie sich nun an mir zu schaffen machten und dabei die widerlichen Wohlgerüche, die von ihren Kleidern ausströmten, mir in die Nase stachen, als dann eine mich zu streicheln und zu umarmen anfang und sachte einer Seitentüre zuführte, überkam mich eine dunkle Ahnung von dem, was mit mir geschehen sollte und wovon ich schon unter den Vereinsmitgliedern schwüle Andeutungen gehört hatte. Hier würde die Liebe feilgeboten, die ich seit Jahren zu erringen und zu erkämpfen bestrebt war. Konnte es die selbe sein? . . . Ich sah Helene vor mir und verglich ihr gehaltenes Wesen, die Reinheit ihres Blickes und die Züchtigkeit ihrer Bewegungen mit dem üppigen Halbtier, das sich mir als Begleiterin aufnötigen wollte. Rasch entschlossen entwand ich mich ihrem Arm und stürzte auf die Haupttür des Saales zu, von wo ich gekommen war. Da eilten zwei oder drei von jenen „alten Herren“ mir nach und wollten mich mit Gewalt zurückführen. Das Mädchen nahm mir die farbige Mütze vom Kopf und zog mich unter Beihilfe jener lächelnd am Vereinsband wie ein Lämmchen ein paar Schritte in den Saal hinein, der alsbald vom Gelächter der Gefährten und Mädchen erscholl, die mein Verhalten als eine drollige Komödie betrachteten und ein offenbar häufig geübtes Liedchen auf den „Keuschen Joseph“ anstimmten. Da wurde ich wild, das Brustband zerriß, und die alten Herren, die mich am Armgelenk hielten, flogen zur Seite. Ich auf und davon und die Treppe hinunter! Der Türhüterin entriß ich den Schlüssel und floh hinaus in die Nacht.

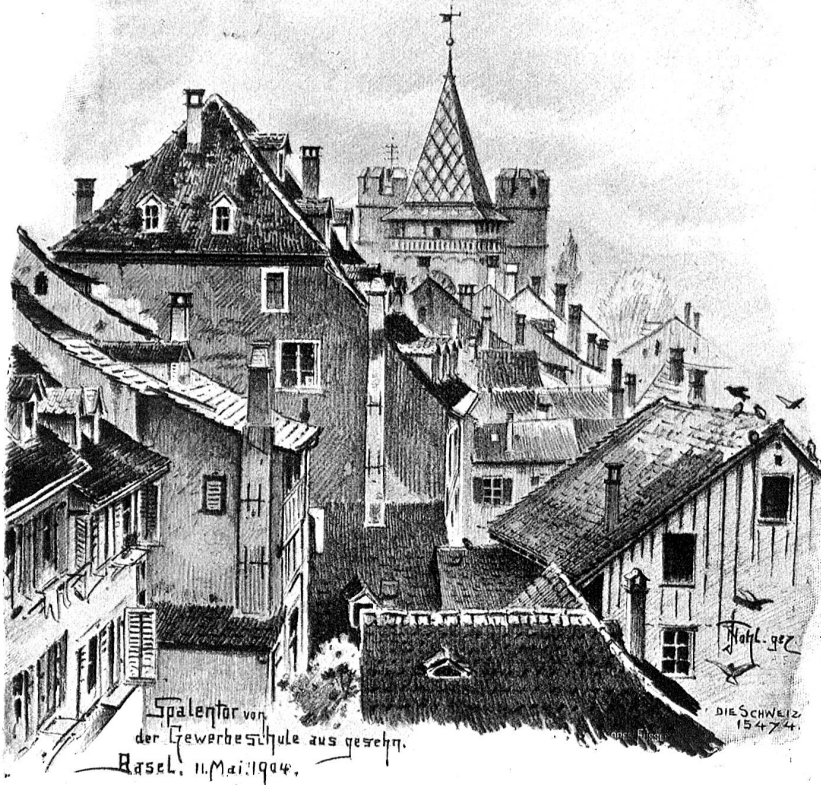
Natürlich war ich als keuscher Joseph fortan das Gespött der meisten meiner Vereinsgenossen und fand mich bald bemüßigt, meinen Austritt zu erklären.

Ich möchte nicht behaupten, daß jenes nächtliche Erlebnis mein Blut nicht in Wallung gebracht hätte; die Vorstellungen, die in meiner Phantasie dadurch geweckt worden waren, kehrten öfter wieder und hatten zur Folge, daß ich die Frauen anzusehen und ihre Reize auf mich wirken zu lassen begann.

Ich spielte denn auch in meinen Briefen an Helene gelegentlich darauf an, daß ich in einigen Abendgesellschaften bei Professoren gelernt habe, meine Augen zu

brauchen, und vor der großen Entdeckung stehe, daß es in Genf viel schöne Mädchen gebe. Ich verriet ihr auch, daß sie mir die Kraft verliehen habe, einer großen Versuchung Widerstand zu leisten. In der Tat kam ich mir im stillen als ein kleiner Siegfried vor. Die Mitteilungen bewirkten aber, daß Helene mit ihren Briefen freigebiger wurde und eine erfreuliche Zutraulicheit an den Tag legte. Sie erklärte sich sogar damit einverstanden, daß ich sie in Neuenburg besuche. Ich wollte mir die Freude gründlich verdienen und nahm wie ein Pilger den langen Weg unter die Füße, um der Gnade der Gebenedeiten umso würdiger zu werden. Als ich jedoch nach zwei Tagen staubbedeckt und wandermüde am Wallfahrtsort ankam, war die Gute, die unvermutet an einem Ausflug hatte teilnehmen müssen, eben ausgeflogen, und mir blieb der Trost des Ritters Toggenburg, stundenlang zum Fenster meiner Lieben emporblicken zu dürfen, ohne daß es jedoch, sich öffnend, „erklingen“ wäre. Allein offenbar hatte ich, und nicht zuletzt durch diese Wallfahrt, in ihren Augen an Wert gewonnen, und so war ich denn eitel genug, ihre beschleunigte Ueberstempelung nach Genf ihrer Sehnsucht nach mir zuzuschreiben. Sie kam vor dem festgesetzten Termin. „Zufällig“ war ich natürlich bei ihrer Ankunft auf dem Bahnhof und durfte ihr aus der Ferne freundlich zuwinken, während sie von ihren Verwandten in Empfang genommen und in eine Droschke verpackt wurde.

Nun erinnert ihr euch beide, was für anmutige Stunden wir alle mit ihr jeweilen an Sonntagnachmittagen erleben durften, die wir fast regelmäßig auf dem schönen Landsitz ihres Onkels zubrachten. Für mich freilich brachte es neben der offenen Erholung und Befriedigung immer eine geheime Enttäuschung. Da ich mit Helene noch nicht öffentlich verlobt war, wurde ich in der Familie, obschon man sichtlich um unser Verhältnis wußte, ziemlich neutral behandelt, wie es eben der „gute Ton“ verlangte. Sobald sich für mich etwa einmal im Park die Gelegenheit einstellte, mit Helene allein zu sein, war auch schon die korrekte Tante bei der Hand, um ein interessantes literarisches Gespräch anzuzetteln und dem Austausch von Vertraulichkeiten rechtzeitig vorzubeugen. Beim Abendessen, das wir in der Regel dort einnahmen, kam ich immer neben die Tochter des Hauses zu sitzen, deren lebhaftige Gesprächigkeit mich so vollständig in Beschlag nahm, daß ich selten ein Wort, nie ein herzliches, an Helene richten konnte. So drang ich denn in sie, mir außerhalb der „Klostermauern“ ein Stellbischein zu geben. Zu meiner großen Freude ging sie auf den Vorschlag ein und erschien an dem bezeichneten Vormittag pünktlich am verabredeten Orte. Schon sah ich sie von weitem, und das Herz schlug in mir. Allein, ehe ich von meinem Fußsteig aus zu



ihr hinüber kreuzen konnte, erscholl plötzlich Trauermusik von einer Seitengasse her. Ein pompöser Leichenzug schwenkte in die schattige Allee ein, wo wir einander treffen wollten, und trennte uns. Ich sah, wie sie erbleichte. Auch mich machte das unerwartete Ergebnis einen Augenblick betroffen; doch erhob mich mein pochendes Herz rasch über die betrübende Vorstellung des Todes, um so mehr, als ich, über den Zug leidtragender Männer hinwegblickend, jenseits des schwarzen Leichenpompes das blühende Leben, eine ganze Welt von Verheißungen in der Gestalt meines Mädchens sah, das heute in frühlingshellem Kleide mir gegenüberstand. Wohl schlug sie die Augen vor den Blicken der schwarzgekleideten Männerreihen nieder, die langsamen Schrittes an ihr vorbeizogen; allein von Zeit zu Zeit erhob sich ihr Kopf und sandte mir aus den Augen einen liebenden Gruß zu, den ich zurückgab, sodaß es mir vorkam, als würfen wir einander Blüten zu über den dahinschreitenden Leichenzug, als wänden wir Blumenkränze und spannten sie in lebensvollem Bogen über

den ohnmächtigen Pomp des Todes, der uns nichts anzuhaben vermochte.

Allein, ich hatte ihre Grüße falsch ausgelegt. Die Liebe, die ich herauslas, war eher Angst vor unserm zukünftigen Schicksal. Denn als wir uns endlich die Hand drücken konnten, da merkte ich, daß sie noch zitterte. „O Paul,“ sagte sie betrübt, „ist das nicht schrecklich?“

„Was denn, Schatz, wieso?“ fragte ich, von ihrer Seelenangst ergriffen.

„Weißt du denn nicht, was das bedeutet?“ Tränen quollen ihr aus den Augen. Ich mußte vernehmen, daß das Mädchen, das ich so aufgeklärt wähnte, in seinem Geist noch dunkle Kammern hatte, worin ein merkwürdiger Aberglaube herrschte, wie man ihn sonst nur noch etwa bei Bühnenteichen findet. War's möglich, daß das Theaterblut ihrer Mutter in ihr spukte? Liebende, von einem Leichenzug getrennt, sollten erst im Tode zusammenkommen!

Ich suchte Helene zu beruhigen, und es gelang mir

zeitweilen; aber immer wieder kam der schmerzliche Gedanke an unsere Trennung in ihr auf und gewann die Oberhand über ihre sonst freudige Stimmung.

„Wie sollte dieser Leichenzug mit unserem zukünftigen Glück in Verbindung stehen?“ fragte ich endlich fast verdrossen. „Siehst du denn den lieben Gott als eine Art Oberregisseur an, der jede kleinste Begebenheit, die von Menschenhänden verrichtet wird, von vornherein bestimmt und anordnet?“

„Ja, Lieber; ich glaube, daß Gott im Grunde die letzte Ursache alles Geschehens und Werdens ist!“

Ich schritt schweigend neben ihr hin. Aus dem, was sie erzählte, mußte ich schließen, daß noch ein anderer Umstand ihre Angstlichkeit bedinge: die Furcht, daß jemand von ihren Verwandten uns überraschen könnte. Endlich erfuhr ich, daß sie den Entschluß gefaßt habe, sobald als möglich Genf zu verlassen, um selbständig zu werden, da ihre Genfer Tante sie womöglich noch länger halte als die in Narwyl und als Wollblut-Aristokratin ihr ein ganz unnatürliches Benehmen und verkehrte Lebens-

anschauungen aufnötigen wolle. So könnte denn, meinte sie, dieses Zusammentreffen, wenn nicht für immer, so doch für lange, lange Zeit das letzte sein. Nun sah ich ihrem Köhlerglauben auf den Grund und konnte mir die überraschende Wirkung jenes Leichenpompes auf ihr Gemüt wohl erklären. Dabei wurde ich aufgeräumter, und als wir uns in einem öffentlichen Garten auf einer Bank setzten, hatten wir gar bald die hinter uns liegenden Eindrücke verwunden, und die Zukunft lag hell und glatt vor uns wie der glänzende See, der seine Wellen geruhig zu unsern Füßen ans Ufer plätschern ließ. So wollten wir, wie diese Wellen, das Leben gemach und vertrauensvoll an uns herankommen lassen.

Eine Schwalbe schoß blitzenden Fluges über uns dahin. Helene fiel etwas auf den Hut. Sie sah nach und betrachtete die Beschierung, und jetzt fand sie ihr helles Lachen wieder.

„Ja,“ sagte ich, sofort bereit, an das frühere Erlebnis anzuknüpfen, „du hast allen Grund, lustig und heiter zu sein; denn, weißt du, was bei uns die Bauern sagen? . . . Nicht? Du mußt es wissen: ‚Beschert ein Vogel einer Jungfrau Hut, den Trostsel zu rüsten, tut sie gut!‘“ Und wir lachten eins, glücklich und unbefangen wie die Kinder. „Was meinst du,“ sagte ich etwas boshaft, „auch dies wird der liebe Gott gerade so und nicht anders eingerichtet haben! Deshalb geben die Menschen den kleinsten Zufälligkeiten mit Recht die allergrößte Bedeutung!“

Es war ihr unangenehm, daß ich den lieben Gott schon wieder, und zwar etwas ironisch, ins Gesecht hereinzog. Ich bemerkte es und bat um Verzeihung für die unzarte geistige Züchtigung, die in dieser Anspielung lag. Es war mir dann ernst zu Mute, als ich den metaphysischen Faden wieder aufnahm: „Da Gott, das angerufene Wesen, von den Menschen als die Verkörperung sittlicher Vollkommenheit verehrt wird und, soweit wir zu blicken vermögen, nur für uns besteht, nicht aber für die übrige Welt, so braucht er sich nur in unserer sittlichen Entwicklung zu offenbaren und darf für nichts, was außerhalb derselben geschieht, zur Verantwortung gezogen werden.“

Diese Rückkehr zum Ernst freute sie wirklich, und sie war dann ganz

mit mir einverstanden, als ich ihr vorschlug, wir wollten einander für alle Zukunft rückhaltslose Aufrichtigkeit geloben, auf die Gefahr hin, daß wir einander gelegentlich wehtun müßten, bis wir einander ganz verstanden hätten. Solange eines dem andern absichtlich oder unabsichtlich etwas vorspiegle, könne ja gegenseitiges Vertrauen nicht zustandekommen; Ehe und Familie aber verdanken gerade diesem unbedingten Vertrauen ihre sittliche Bedeutung.

Da kam Blut in ihre Wangen und heißleuchtender Glanz in ihre Augen, als ich von diesen Dingen sprach, und ihre Hand griff unwillkürlich nach der meinen und drückte sie leis. Sie fügte dann, allerdings unter glücklichem Lächeln, die tröstliche Bemerkung hinzu: „Paul, davon dürfen wir doch eigentlich noch nicht sprechen!“ worauf es mir war, als hätte mich jemand samt meiner tönenden Weisheit der Länge nach zu Boden geworfen.



Meine Verblüffung wurde noch vollkommener, als uns eine Dame um irgendeine Auskunft ansprach; bevor ich nur begriffen hatte, was sie wollte, hatte Helene ihr bereits in korrektem Französisch eine Antwort erteilt, die ich trotz meiner literarischen Kenntnisse nicht so bündig und natürlich hätte formulieren können. Ich hatte Molière und Racine übersezt, um mich des Geistes der französischen Sprache zum Zwecke philologischer Arbeit zu bemächtigen, und erkannte jetzt zu meiner Beschämung, daß ich ihn nicht einmal zum Hausgebrauch in meiner Gewalt hatte. Helene gab mir denn auch den Rat, mich an die Leute zu machen, ihnen aufs Maul zu schauen, wie Luther sagt, und nicht nur mit Literaturmenschen zu verkehren.

Inzwischen war unser Plauderstündchen verronnen. Ich begleitete sie, stolz wie ein Bruder auf seine schöne und gute Schwester, ein Stück Weges zurück und nahm mit einer gelinden Dämpfung meines Selbstgefühls von ihr Abschied.

Um die Scharte auszuweken, sandte ich ihr am selben Abend noch ein paar „selbstverfertigte“ französische Strophen, an denen sie den schönen Aufbau und Rhythmus bewunderte, indem sie zugab, daß sie Derartiges nie zustandebringen würde.

Der Zauber jenes stillen, fast sprachlosen Zusammenseins mit dem geliebten Mädchen hielt mich nun im Banne und war so süß, daß ich ihn nicht brechen mochte. Sechs volle Wochen blieb ich ihr fern und brachte es nicht über mich, sie bei ihrem Onkel aufzusuchen, so gründlich war mir die Verstellung und das Verstecken spielen, das ganze Scheinleben, das ihr wie mir auferlegt war, zuwider, so wenig verlockte mich ein Wiedersehen, das keines war, weil sich unsere Seelen dabei nicht berühren konnten.

So begrüßte ich es denn fast als eine Erlösung für beide, als Helene im Herbst ihren Entschluß ausführte und als Erzieherin nach England reiste. Da durften wir uns doch endlich einmal schreiben, ohne daß wir irgendwem Rechenschaft darüber abzulegen und uns vor Späheraugen in acht zu nehmen hatten.

Dieser Verkehr erhielt nun eine gewisse geistige Regsamkeit und Frische dadurch, daß wir beide in verschiedenartige Welten verpflanzt waren, sie auf englischem Boden, ich auf französischem, und während sie als Erzieherin selbsttätig wurde und ihre Wissenschaft verwerten konnte, bereitete ich mich vor, mich sobald als möglich unabhängig zu machen.

Die eifrige Korrespondenz brachte uns einander näher, wie wir glaubten, als das Zusammensein, und wir bedachten nicht, daß die Hoffnung und der Glaube, geliebt zu sein, über jedes Wort ihren rosigen Zauber ausgoßen und daß jedes das andere durch eben diesen ro-

sigen Dunst hindurch größer und herrlicher sah, wie uns die Berge im Nebelschleier mächtiger erscheinen als bei durchsichtiger Luft.

Hätte uns jemand gewarnt:

„Nie soll weiter sich ins Land Lieb' von Liebe wagen,
Als sich blühend in der Hand läßt die Rose tragen
Oder als die Nachtigall Halme bringt zum Neste
Oder als ihr süßer Schall wandert mit dem Weste!“

so hätten wir zu ihm triumphierend gesagt: Du kennst die Liebe nicht!

Besonders beglückt fühlten wir uns und sahen es als eine höhere Beglaubigung unserer Liebe an, wenn jeweiligen, was recht häufig geschah, die Kreuzung der Briefe uns den Nachweis lieferte, daß wir zu gleicher Zeit und mit gleicher Innigkeit aneinander gedacht hatten. Sie befand sich wohl in ihrer neuen Stellung, obgleich die völlige Gebundenheit sie zuerst schwer ankam, und freute sich herzlich über das schöne Familienleben, an dem sie, mit allen gleichberechtigt, teilnahm. Sie durfte sich am Glücke weiden, das die ihrer Aufsicht und Erziehung unterstellten Kinder im Sonnenschein elterlicher Liebe genossen, und hatte für sich selber die Empfindung, sie dürfe sich mitsonnen und so ihrem Herzen jene Wärme zuführen, welche die Jugendzeit ihr vorenthalten hatte. Freilich gestand sie, einmal habe sie nachträglich geweint, als sie angesichts des Kinderglücks, das sie jetzt gelegentlich in seinen Bann zog, sich die Liebesentbehrungen ihrer eigenen Kindheit vorstellte; doch wolle sie nicht hadern mit dem Schicksal, die Gegenwart sei zu schön und sie habe doch wenigstens einen Menschen auf der Erde, dem sie sich ganz anvertrauen könne, sie fühle eine Liebe, die ihrem Leben Weihe gebe.

Ihr könnt euch denken, daß dieses Geständnis mir gewaltig einheizte. Ich fühlte eine Kraft sich in mir regen, gewillt und stark genug, die größten Hindernisse zu überwinden. Bald genug sollte sie auf die Probe gestellt werden. Meine Mutter fing an, sich neuerdings nach meinem Verhältnis zu Helene zu erkundigen, und machte in ihren Briefen Andeutungen, aus denen hervorging, daß sie ganz sicher auf den erfolgten Abbruch der inzwischen ziemlich diplomatisch gewordenen Beziehungen rechnete.

Solche Hinweise hinterließen jedesmal einen Stachel in meiner Seele. Das erwachende Mannesgefühl hielt mich jetzt davon ab, die Mutter mit Vorpiegelungen und Unwahrscheinlichkeiten über die wirkliche Sachlage hinzuhalten, weshalb es mich das Beste dünkte, die heikeln Punkte zu beschweigen. Daraus zog sie jedoch zu meinem Erstaunen den einzig richtigen, sie beängstigenden Schluß und überschüttete mich deshalb mit Bitten, Klagen und Drohungen. Als dies nichts fruchten wollte,

ließ sie mir telegraphieren, sie sei krank und wünsche mich zu sehen.

Ich verreifte sofort. Um Mitternacht kam ich mit dem Zug zu Hause an. Mein Stübchen war geheizt. Auf dem Tische brannte eine Lampe, und ein Abendbrot mit meinen Lieblingsbissen stand für mich bereit. Ganz leise war ich die Treppe hinaufgekommen und ins Zimmer getreten, und da alles ruhig war, nahm ich an, die Mutter schlafe, und begann meinen Hunger zu stillen, wobei ich die trauliche Helle des Stübchens auf mich wirken ließ und in seiner Heimlichkeit aufatmete. Ach, wie war das alles doch anders als in meinem stittrigen Mietzimmer, wie gewann jeder Gegenstand durch mein Gedächtnis Leben und Bedeutung! Wie öd' und leer ist die Welt, in der wir nichts erlebt haben! Auf einmal wurde ich aus' meinem Sinnen aufgeschreckt durch eine zitternde Stimme aus dem anstoßenden Zimmer: „Bist du da, Paul?“

„Ja, Mutter!“

„Ach ich wußte, du würdest kommen!“

Ich ging zu ihr hinüber. Sie lag im Bette. Ich küßte sie. Ein glückliches Lächeln schwebte über ihr Gesicht; aber ich sah, wie ihre Haare stark ergraut

waren und der Kummer seine Zeichen tiefer in ihr liebes Antlitz eingegraben hatte. Geschwächt sah sie aus und gealtert, und ich mußte mir sagen: Meinetwegen! Hätte sie jetzt eine Bitte an mich gerichtet, und wäre es die schwerste gewesen, ich hätte sie erfüllen müssen, so tief bewegte mich ihr Anblick.

Allein sie äußerte nichts dergleichen. Sie sah mich nur mehrmals an, wobei der Kummer von ihrem Antlitz

floh und einem Scheine von Glück und Frieden das Feld überließ.

Dann sagte sie: „Du siehst gesund aus und hast doch viel gearbeitet, wie ich vernommen habe!“

Sie zog also Erkundigungen über mich ein.

„Was die Arbeit anbetrifft, so macht es sich,“ entgegnete ich; „ich bringe nie entfernt soviel zustande, wie ich mir vornehme.“

„Ach, das geht uns andern auch so! Jede Mutter möchte ihrem Kinde ein Haus des Glückes bauen und muß froh sein, wenn sie nur das Fundament dazu legen kann.“

Ich schwieg und sie wollte nicht fortfahren, um die herzliche Begrüßung nicht durch Anspielungen auf

(Fortsetzung folgt).



Adolf Vöglin. Nach dem Gemälde von Rudolf Löw, Basel.

Verhältnisse, die sie schmerzlich beschäftigten, zu verbittern.

Zum Bildnis Adolf Vöglin's.

Der Maler dieses kraftvoll und zugleich feinsinnig charakterisierenden Dichterporträts Rudolf Löw ist ein Basler. Er steht jetzt in seinem achtundzwanzigsten Lebensjahre. Ausgestellt war dieses Porträt im Jahre 1901 in der Kunstabteilung der Basler Gewerbeausstellung; es ist in Basel entstanden, wo damals Adolf Vöglin, vor seiner Ueberstiedlung nach Zürich, als Lehrer tätig war. Die schöne Formenstrenge, die das Bildnis auszeichnet, hat der Maler, der in München bei Professor

Knirz seine ersten Studien absolvierte, vor allem bei einem längern Aufenthalt in Rom sich angeeignet. Ungemein fein und poetisch wirkt auf dem Porträt die Verbindung von Bildnis und Landschaftshintergrund; klar und festgeschlossen hebt sich die Silhouette des ernsten, in sich gefehrten Kopfes von der lichten Luft ab. Es ist eine Bildnisleistung voll Mark und Innerlichkeit.

H. T.